Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 115. Bromberg, den 23. Juli 1925

Diethelm von Buchenberg.

Von Berthold Auerbach.

(6. Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Fränz allein war voll Unruhe und Widerstreit. Es war ein seltsam geartetes Kind, wie es in einer Ehe, die so oft von Zwietracht zerstört war, kaum anders erwachsen konnte. Als sie noch Kind war, scheuten sich die Eltern anfangs noch, irgend einen Zerfall vor ihr laut werden zu lassen; nach und nach aber verlor sich diese Zurückhaltung, ja, die hässigen Reden des einen und des anderen wurden immer an das Kind gerichtet, da hieß es oft: „Das Vermögen kommt alles von deinem Vater her, drum darf er's verlumpen," und anderseits: „Dein' Mutter kann in ihren jungen Tagen nichts als gruchzen und flennen." Es fielen aber auch noch unumwundenere und viel derbere Reden und das Kind stand dazwischen, wie wenn wilde Vögel ihm ums Haupt schwirrten, und wußte nicht, wie ihm geschah. Wenn der Zwiespalt aufs äußerste gediehen war und doch wieder ein jedes innerlich fühlte, wie sehr es an das andere gebunden war, und nur der Weg zu dieser Äußerung nicht finden konnte, dann haschte ein jedes nach dem Kind und schwur auf sein Haupt: „Wenn du nicht wärst, dann wäre ich schon lang ins Wasser gesprungen oder ich hätte mich an einen Baum gehängt," und dergleichen. Bei diesen Reden stand das Kind wie ein Lamm da und wie es die großen braunen Augen aufschlug, sprachen Worte und Gedanken daraus, die niemand verstehen konnte und wollte. Bisweilen wurde auch Fränz zum Friedensboten gemacht und von der Mutter nach dem Wirtshaus zum Waldhorn oder in den Stall geschickt, dem Vater leise zu sagen, wenn er alles wolle aus sein lassen, möge er zum Essen kommen; oder auch umgekehrt: der Vater schickte Fränz nach der Mutter, die sich in der Regel in das Haus des alten Schäferle, zum Vater von Medard und Munde, flüchtete. Natürlich konnte hierbei von Kinderzucht gar keine Rede sein und es war nur dem guten Naturell des Mädchens zu danken, daß es nicht widerspenstig und höhnisch gegen die Eltern war. Die Kameradschaft mit Munde, der ein aufgeweckter und äußerst zartsinniger Knabe war, trug viel dazu bei, eine gewisse Milde in das herrische und heftige Wesen des Mädchens zu bringen. Als Fränz zur Jungfrau zu reifen begann, war sie oft unbegreiflich schwermütig und still. In jener Zeit begann aber der Fruchthandel und bald darauf die Schafhalterei Diethelms; er nahm nun das Kind so oft als möglich mit auf seine Fahrten und von da an lernte Fränz das Leben außer dem Hause als das alleinige schöne ansehen und wurde Meisterin einer weitläufigen Verstellungskunst; denn wenn man den Diethelm erinnerte, zu welcher Stellung er, der frühere Knecht, gekommen war, verfehlte er nicht, sein häusliches Glück zu preisen. Schon mit ihrem fünfzehnten Jahre merkte Fränz die bald offenen bald versteckteren Werbungen um sie und sie verstand es, dieselben hinzuhalten, während sie daheim den getreuen Munde am Bändel führte und ihn in der Tat von Herzen lieb hatte. Denn Fränz war bei alledem doch kein durchaus verdorbenes Wesen, sie war gutherzig und arbeitsam, nach Laune oft bis zum Übermaß, sie hatte die Lust zu schenken wie ihr Vater; nur schien ihr das, was man als Liebe pries, oft wie ein Possenspiel, sie sah es ja so vor sich bei ihren Eltern; sie glaubte nicht an einen Frieden und alles war nur der Welt wegen, damit die draußen nichts merken. Wenn Zank und Hader zwischen den Eltern war, erging es ihr fast noch am besten, da wurde sie von jedem gehätschelt und durfte tun, was sie wollte; und wenn dann eine Versöhnung stattgefunden hatte, in der sich jedes bestrebte, dem andern besonders liebreich zu sein, hätte sie gerne vor Verachtung die Zunge gegen beide herausgestreckt; sie wußte ja wohl, daß keine Friedsamkeit von Dauer war. Fränz war in der Tat, wie sie schon Madard auf dem Markt genannt hatte, ein Nickel. Ein Oberdeutscher weiß gleich, was es heißen will, und es wird ihm doch schwer, dies zu erklären; denn damit, daß es ein Wesen voll Tücken und Nücken bezeichnet,** ist noch nicht alles erschöpft, ist ja damit noch nicht dargetan, daß man dem Nickel auch gut sein muß, man mag wollen oder nicht. Der Nickel kann bis zu einem gewissen Grad aufrichtig treuherzig sein, er kann es manchen Menschen antun, daß sie ihm zu Willen leben müssen, und wenn sie sich tausendmal darüber ärgern, und dann hat der Nickel seine besondere Freude, mit den Menschen zu spielen, sie gegeneinander zu hetzen, und wenn die Händel ausgebrochen sind, daneben zu stehen, als ob er kein Wässerlein trüben könne. Das einzige Bestreben der Fränz war nur, recht bald aus dem Haus und in recht schöne, reiche Verhältnisse hineinzukommen. Von den ländlichen Bewerbern, die sie ehedem kaum angesehen hatte, zeigte sich auffallenderweise seit einem Jahre keiner mehr und Fränz, die vielgewanderte, sagte sich auch, daß sie keine Lust habe, auf einem einsamen Bauernhof ihr Leben zu verbringen, wo man froh ist, wenn eine Samenhändlerin kommt und einem von der Welt berichtet. „Engelwirtin! Das ist das Rechte, aber nur bald, nur fort aus dem Haus," sagte sich Fränz, während sie still spann.

So verließ Fränz auch jetzt wieder die Stube, und ohne sich deutlich zu machen, was sie wollte, ging sie vor das Haus, um vielleicht noch Munde zu sehen, der fast über sie gestolpert war, als er den Kronentaler empfing. Die Liebe des schönen jungen Burschen, der sie mit den Augen verschlingen wollte, tat ihr wohl; sie zeigte doch, was sie noch vermöge und wie sie, wenn sie nur wollte, an jedem Finger einen nach sich ziehen könne. Am Stall hörte sie drin sprechen, das war die Stimme Mundes, der in Verwünschungen seinem Bruder klagte, daß er nicht den Mut gehabt habe, dem Meister das Geldgeschenk vor die Füße zu werfen; er betrachte ihn noch immer als Meister und wolle es auch wegen der Fränz nicht mit ihm verderben. Medard tröstete, so gut er konnte, und schalt über die Meistersleute, die zugrund gehen müßten, und eben zog er über Fränz los und sagte, daß in ihr keine getreue Ader sei; da trat Fränz unter die Stalltür, und als hätte sie nichts gehört, rief sie dem Munde zu, sie wolle ihm noch „b'hüts Gott" sagen, weil er morgen früh abreise. Rasch trat Munde heraus und hielt zitternd die Hand der Fränz in seinen beiden Händen, er wollte eben sprechen, als man vom Hause her Schritte vernahm, und halb widerwillig zog er die Fränz mit sich fort in den Grasgarten hinter den Schafstall. Richtig kam Diethelm nochmals und schärfte dem Medard ein, ja niemals bei Licht Heu vom Boden herabzuholen, es läge jetzt ein ganzes Vermögen auf dem ersten Speicher. Medard mußte ihm noch die Laternen zeigen, damit er wisse, daß keine beschädigt sei, und er befahl ihm, sie morgenden Tages mit Drahtgitter überziehen zu lassen; dann kehrte Diethelm wieder ins Haus zurück. Unterdessen war Munde in seliger Liebe bei Fränz, sie neckte ihn damit, daß sie wahr-

---

** Auerbach leitet „Nückel" (so schreibt er) augenscheinlich von „Nücken" (Launen) ab; tatsächlich ist das Wort eine Abkürzung von Nikolaus.

scheinlich Engelwirtin in G. werde, aber Munde schalt sie über diese Neckerei und glaubte nicht daran. Als sie ihm sagte, daß sie ganz gewiß nach der Hauptstadt käme, um dort das Kochen und Nähen zu lernen, war Munde voll Jubels und gab Fränz genau an, wo sie ihm Nachricht geben könne, und Fränz neckte ihn nicht mehr mit der Engelwirtin. Als sie ihm endlich den letzten Kuß gab und verschwand, rief ihr noch Munde nach: „Aber nur für heut.“

Fränz kehrte wohlgemut ins Haus zurück. Wenn alle Stränge reißen, bleibt ihr noch der Munde, dessen war sie gewiß.

Als Munde neben seinem Bruder in der Stallkammer lag, sagte dieser: „Ich wette meinen Kopf, der Diethelm will das Haus anstecken, um wieder reich zu werden, drum ist er so ein Laternenvisitator; aber mich betrügt er nicht.“

„Sei still, das darfst nicht reden, oder ich muß dir aufs Maul schlagen“, rief Munde in größter Heftigkeit.

„Du mir? Büble, wer bist denn du?“ rief Medard und paff! hatte der Bruder einen Schlag weg, aber er steckte ihn ruhig ein, und ohne ein Wort zu sagen, stand er auf und machte sich mitten in der Nacht auf den Weg nach der Garnison.

Zehntes Kapitel.

Eine feste Friedsamkeit lag in dem Wesen Diethelms, als er am andern Morgen in seinen berühmten grünen Saffianpantoffeln im sonnigen Hofraum umherspazierte. Die Nacht, vor der es ihm so seltsam bange war, ist glücklich vorüber, und so wird auch alles Sorgen und Zagen ein heiteres Ende nehmen, es gilt nur ruhig still halten und die günstige Gelegenheit erfassen. Ein bedeutungsvolles Anzeichen kündigte sich eben jetzt an. Der Metzger, mit dem Diethelm vorgestern nicht handelseins werden konnte, kam gerade den Hügel heran, hatte allerlei Ausreden, wie er zufällig daher komme, und begann nochmals einen geringen Kaufpreis anzubieten, aber Diethelm war klug genug, die Kauflust des Metzgers zu ersehen, und sagte stolz und fest: wenn nichts mehr geredet werde, halte er sein Wort und bleibe es bei dem auf dem Markte Besprochenen, wo nicht, wenn er nicht, bevor die Herde den Berg hinab ist, in die Hand einschlage, verlange er für jeden Hammel einen Gulden mehr. Der Metzger schlug ein und Diethelm hatte schon am frühen Morgen dreihundert Hammel verkauft und dabei eine namhafte Summe gewonnen. Diethelm ging mit dem Metzger ins Feld und übergab ihm die gesondert gehaltene Herde, die sogleich nach der Hauptstadt getrieben wurde, und eben als er noch im Wirtshaus saß und dort die bare Bezahlung empfing, kam ein Wagen angefahren und in die Stube trat bald darauf der Kaufmann Gäbler mit noch zwei Männern, die Diethelm als die Oberfeuerschau vorgestellt wurden. Diethelm war sichtlich betroffen, aber schnell sagte er mit Entschiedenheit: daß er es mit dem Versichern nicht so ernst gemeint habe, sein Haus läge so einödig und er könne schon selber jede Feuergefahr abwenden und sei überhaupt entschlossen, die erworbenen Vorräte bald wieder loszuschlagen. Der Kaufmann Gäbler widersprach heftig und die Feuerschaumänner, der Metzger und selbst der Waldhornwirt redeten Diethelm zu, er möge doch versichern, da sei man für alle Gefahren geborgen und der Zins sei so gering. Gäbler faßte schnell den Waldhornwirt beim Wort und hatte ihn bald gewonnen. Während nun die Fahrnis im Wirtshaus aufgenommen wurde, eilte Diethelm heim, um seine Frau gütlich vorzubereiten. Er übergab ihr zuerst das eingenommene Geld für die Hammel und zeigte ihr zum erstenmal in seiner roten Schreibtafel den Einkaufspreis und ließ sie den Gewinn selber ausrechnen. Die Frau nickte zufrieden und verschloß eben das Geld in ihren Schrank, als Diethelm von der bald ankommenden Feuerschau und Fahrnisversicherung sprach. Wie gewaltsam gepackt, kehrte sich Martha um und sah ihrem Manne, der am Fenster stand, starr ins Gesicht, dann setzte sie sich auf einen Stuhl, legte die Hände gefaltet in den Schoß und jammerte vor sich nieder: „Ist's soweit?“

„Was meinst? Was hast?“ fragte Diethelm.

„Mußt du anzünden?“ fragte Martha, ohne aufzuschauen, und wild auffahrend erwiderte Diethelm:

„Weib, daß du mich für so schlecht hältst, hätt' ich doch nie geglaubt. Guck, aber nein, du traust mir ja nicht aufs Wort. Guck, mich soll die Sonn', wie sie jetzt am Himmel steht, nie mehr bescheinen, nie mehr warm machen, wenn ich nur einen Gedanken an so was hab'.“

Und plötzlich fühlte Diethelm, wie es ihm frostig den Rücken hinablief, als wären die Sonnenstrahlen auf einmal eiskalt, er schaute sich um und verschloß lächelnd das Fenster, das er in der Heftigkeit aufgestoßen hatte, so daß durch die offen stehende Tür ein Luftzug strömte.

„Verzeih' mir, was ich gesagt hab', und glaub mir, ich hab's nie gedacht“, sagte die Frau aufstehend, „ich will nur ein bißel Ordnung machen, daß nicht alles so unters über sich aussieht, wenn die Herren kommen.“

Rasch veränderte sich der leidmütige Ausdruck ihres Gesichts und es war leicht zu erkennen, daß sie mit Stolz daran dachte, welche Augen die fremden Herren machen würden, wenn sie über Kisten und Kasten kämen. Festen Schrittes verließ Martha die Stube.

Diethelm stand wie gebannt an das Fenstersims gelehnt, er rieb sich die plötzlich so trocken und kalt gewordenen Hände und fühlte mit Behagen, wie die Sonne ihm den Rücken durchwärmte. Durch seinen Sinn zog die gräßliche Anmutung, die ihn auf dem Marktplatz in G. zum ersten Male getroffen und niedergeworfen hatte, dann auf der kalten Herberge so verlockend und doch widerlich und jetzt daheim so vorwurfsvoll an ihn gekommen war. Wie kann nur ein Mensch daran denken und gar ihm solches zumuten? Und doch — drängt ihn nicht alles mit Gewalt dazu und ist das nicht die letzte Rettung, wenn er sich in seinen Aussichten betrogen und die Ware ihm auf dem Halse liegen bleibt?

Diethelm war's, als ob die Mauer, daran er sich lehnte, plötzlich morsch würde und zurückwiche, und ein Schwindel erfaßte ihn wie gestern, als er oben in freier Luft zwischen Himmel und Erde schwebte. Diethelm schob die Ursache hiervon auf die brennenden Sonnenstrahlen, die, wie zu Zeugen angerufen, ihm heiß auf Haupt und Rücken brannten. Wie mit traulichem Gruß an alle seine Habe ging er durch Stube und Kammern, durch Ställe und Scheunen; er gedachte der Zeiten, wie er als armer Bursch hierher gekommen war und nichts sein nannte, als was er auf dem Leibe trug, und wie er so glücklich war, als das ganze Haus mit allem, was darin war, sein Besitztum wurde; jedes Messer, jede Sense, jedes Feldgerät bewillkommte er damals mit freudigem Blick, das war jetzt alles sein eigen. Das ist doch ein ander Leben, in der Welt zu Haus zu sein, teilzuhaben an ihr. Es war ihm damals, als hätte er an dem Hause und dem, was es erfüllte, einen neuen Leib gewonnen. Wer darf daran denken, das alles in Staub zu verwandeln? Ist das nicht wie ein Selbstmord? Freilich sind das nur leblose Dinge, die man neu viel schöner und besser haben kann, aber es sind noch nicht die alten, treu gewohnten . . . Und wenn man sich nicht anders helfen kann und alles verbrennen muß, dann ist's noch Zeit genug, daran zu denken, dann drückt man die Augen zu und tut's — aber jetzt, jetzt darf man nicht daran denken . . .

So ging Diethelm in Gedanken hin und her und mußte gerufen werden, denn er hatte nichts davon gemerkt, daß die Feuerbeschau schon in der Wohnstube versammelt war. Nochmals lehnte er die Versicherung ab und sagte: auch seine Frau wünsche sie nicht; aber Martha widersprach, und nun ging's im Geleite nochmals treppauf und treppab und alles wurde aufgezeichnet und gewertet. Diethelm tat oft Einspruch, daß man ihn zu hoch einschätze, und ließ sich nur von dem Waldhornwirt beschwichtigen, der ihm die Nützlichkeit hiervon immer mehr darlegte; Diethelm sah schnell, daß die Unbefangenheit, mit der er Einspruch erhoben, ihm für jetzt und später sehr gut zu statten käme, und als er nun endlich an die Wollvorräte und die Zahl der Herde kam, gab er selbst einen Wert an, der in Betracht seines früheren Widerstrebens ohne Einspruch angenommen wurde. Die Versicherungssumme belief sich gegen zwanzigtausend Gulden und Diethelm schmunzelte, als die Feuerbeschauer rühmend sagten: man sehe es einem bescheidenen Bauernhause gar nicht an, was darin stecke, besonders die Aussteuer der Fränz dürfe sich sehen lassen. Staunend gab man Diethelm verneinende Antwort, als er zuletzt einen großen Pack Papiere holte, mehrere davon vorzeigte und die prahlerische Frage stellte, ob man auch Staatspapiere und Unterpfandscheine nach dem vollen Wert versichere. Für so reich hatte den Diethelm doch niemand gehalten.

Scherzhaft fragte er noch zuletzt: „Wie hoch habt ihr die Wanduhr dort angeschlagen? Die kostet mich keinen Heller mehr und keinen weniger als achttausend Gulden.“

Er erzählte nun unter Lachen, wie ihn sein Schwager betrogen, und da er die Summe fast um das Dreifache zu hoch angegeben, vermied er es, dem Blicke seiner Frau zu begegnen, der, wie er zu spüren glaubte, zurechtweisend auf ihm ruhte.

Endlich wurde das Täfelchen mit den zwei roten Händen in Ermangelung eines Fensterladens auf die Haustür genagelt. Martha saß daneben auf der steinernen Hausbank. Diethelm stand bei ihr. Als der erste Hammerschlag geführt wurde, sagte sie leise vor sich hin:

„Mir ists, wie wenn ich den Nagel in meinen Sarg schlagen hörte.“ Diethelm blickte sie nur scharf an, und ob dieser Rede erzürnt, blieb er nicht zu Hause, sondern ging mit den Männern hinab in das Waldhorn und blieb dort den ganzen Tag bis tief in die Nacht. Als die feinwolligen Schafe, die man nicht im Pferch übernachten ließ, am Abend heimkamen, schauten sie, den Blicken ihres Führers folgend,

verwundert nach dem hellfarbigen Täfelchen über der Haustür. Heute kam Diethelm nicht zur Laternenvisitation und noch spät in der Nacht trug Medard seine geringe Habe zu seinem Vater in das Dorf und übergab ihm noch ein Päcklein Tabak und einen Teil des Trinkgeldes, das er auf dem Kirchheimer Wollmarkt erhalten hatte. Der alte Schäferle, ein schweigsames, dürres Männchen, nickte froh, er bedurfte zu seinem Lebensunterhalt fast nichts als ein paar Kreuzer zu Tabak und ein Trinkgeld ließ er nicht gern altbacken werden. Vom Waldhorn herab tönte durch das stille Dorf Lachen und lautes Hin- und Herreden. Als der alte Schäferle in die Wirtsstube trat, wurde er mit großem Hallo empfangen und Diethelm ließ ihm sogleich einen Schoppen einschenken, denn alles um ihn her sollte lustig sein, wie er's selber war. Er hatte heute wieder seinen Hauptspaß, er gab dem Lehrer und vielen anderen schwere Rechenexempel auf, Rätselrechnungen, die niemand herausbrachte; und wenn alles ringsum ihn lobte und ihm huldigte, rühmte er den alten Kopfrechner in Letzweiler, von dem er das gelernt, und die Bewunderung und die Schmeichelreden aller gingen Diethelm mit dem Weine leicht ein. Als man spät in der Nacht, nicht eben sicher auf den Beinen, aufstand, machte ein Witzwort des alten Schäferle noch auf der Straße viel Gelächter, denn er hatte gesagt: „Diethelm, dir schadet ein Brand** nichts, du bist ja in der Brandversicherung."

Diethelm lachte laut und wurde auf einmal nüchtern und auf dem ganzen Heimweg verließ ihn das Wort nicht.

** „Rausch".

(Fortsetzung folgt.)

Die Stellung der Frau vor viertausend Jahren.

Wie es ihr 2100 vor Christo in Babylon erging.

Welche Stellung nahm die Frau vor viertausend Jahren ein? Diese Frage beantwortet der englische Gelehrte Sir Flinders Petrie in einem interessanten Werk, das er vor kurzem veröffentlicht hat. Der bekannte Altertumsforscher schildert in seiner Arbeit die Position der Frau im alten Babylon um das Jahr 2100 vor Christo. Angenehm war da die Situation der Frauen nicht, man hört nur von all dem, was die Frauen nicht durften, und bei jeder Gelegenheit wird vom Abschneiden der Ohren oder der Nase gesprochen. Und Männer, die mit Frauen zusammenkamen, mußten sich in acht nehmen, daß sie nicht etwas taten, worauf die Strafe des Ohrabschneidens oder einer anderen Prozedur stand, außer sie waren der Gatte der Frauen, denn der besaß alle Rechte.

Allerdings scheinen die Frauen im alten Babylon viele Untugenden besessen zu haben. Sie scheinen vor allem besonders geschwätzig und diebisch gewesen zu sein, denn sehr strenge Strafen drohten klatschsüchtigen Weibern oder solchen, die mein und dein nicht zu unterscheiden vermochten. Nahm eine Frau etwas weg, das mehr wert war als fünf Lot Manna, so war ihr Ehegatte verpflichtet, den Schaden zu ersetzen, aber er hatte dafür das Recht, seiner diebischen Frau gleich beide Ohren abzuschneiden. War der Ehemann zu sanftmütig, um diese Strafe selber zu vollziehen, dann besorgte der Bestohlene die Arbeit für ihn, doch er hatte für die Mehrarbeit das Recht, der Frau, die ihm sein Eigentum entwendet hatte, auch noch die Nase abzuschneiden; ein peinlicher Beweis des sanften Charakters oder der Liebe des Ehemannes, diese abgeschnittene Nase. War jemand so dumm, einer verheirateten Frau Geld zu leihen, dann wurde er zur Strafe für seinen Leichtsinn in den Fluß geworfen. Tauchte er wieder auf und wußte er sich zu retten, dann erlitt er bloß die mildere Strafe, welche der Gatte seiner diebischen Frau auferlegte, nämlich das Ohrabschneiden. Suchte eine Frau eine andere in deren Haus auf, ohne daß der Hausbesitzer seine Einwilligung gegeben hatte oder ohne daß er von dem Vorgang wußte, dann mußte er, so unschuldig er auch sein mochte, eine Strafe bezahlen und verlor überdies seine Ohren. Wußte er aber von diesem Besuch und hatte ihn bewilligt, dann mußte er die dreifache Strafe entrichten. Weigerte er sich dessen, dann wurde er in den Fluß geworfen. Traf ein Ehemann seine Frau bei einem anderen Mann, dann durfte er beide töten oder sie verstümmeln. Eine streitsüchtige oder verleumderische Frau wurde gezwungen, Mann und Kinder zu verlassen. Der Mann, der einer fremden Frau die Hand reichte, büßte dieses Vergehen gegen die guten Sitten mit dem Verlust eines Fingers. Hatte er den traurigen Mut, sie zu küssen, dann wurde ihm die Unterlippe abgeschnitten.

Die assyrischen Gesetzgeber hatten Maßregeln für alle denkbaren Möglichkeiten getroffen. Wenn ein verheirateter Mann im Hause seines Schwiegervaters wohnte, und seine Frau starb, dann gab das Gesetz ihm das Recht, eine der Schwestern der Verstorbenen zu heiraten. Eine Ehe konnte aus vielerlei Gründen geschieden werden, aber alle diese Gründe gingen auf schlechte Aufführung zurück. Eine verschwenderische Frau wurde vor das Gericht geladen, das dann die Ehe für nichtig erklärte. Stimmte der Ehemann nicht der Auflösung der Ehe zu, dann hatte die Frau das Recht, in der gemeinschaftlichen Wohnung zu bleiben, allerdings unter der Bedingung, daß sie die Untergeordnete der zweiten Frau wurde. Dasselbe bittere Los wartete der kranken Frau, der aber die Gnade zugestanden war, ihren Brautschatz, falls sie es wünschte, zurückzufordern und damit zu ihrem Vater zurückzukehren.

Die Ehefrauen besaßen aber doch ein Recht, und sogar ein Vorrecht. Sie mußten zwar ihren Kopf in einen Schleier hüllen, wenn sie in der Öffentlichkeit erschienen und auch Priesterinnen, die nicht dem Schleierzwang unterworfen waren. mußten den Schleier nehmen, sobald sie heirateten, aber wehe der Sklavin oder der Konkubine, die beim Schleiertragen betreten wurden: solche weibliche Personen bekamen fünfzig Rutenstreiche. Selbst derjenige, der eine verschleierte Sklavin oder Konkubine traf und diese Wahrnehmung nicht meldete, machte sich strafbar und erhielt fünfzig Stockschläge; selbstverständlich wurden ihm auch die Ohren abgeschnitten, denn das war doch eine günstige Gelegenheit, diese Prozedur zu vollziehen, und außerdem durfte er vier Wochen im Gefängnis zubringen. Erhob ein Mann eine Konkubine zu seiner gesetzlichen Frau, dann gab er ihr in feierlicher Weise den Schleier. Der Ehegatte hüllte ihren Kopf in Anwesenheit von sechs Zeugen in den Schleier und sprach die Worte: „Sie ist nun meine gesetzliche Frau."

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Frauen seit jenen Zeiten etwas mehr Freiheit gewonnen haben.

Höfische Schwänke aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts.

(Nachdruck verboten.)

Von Hans Runge.

Der Hofnarr eines kleinen deutschen Fürsten hatte einen der „Geheimbden Räthe" Serenissimus schwer gekränkt. — „Fasse ich dich, du Satan, unter vier Augen," hatte der Staatsgewaltige eines Abends dem Narren ins Ohr geflüstert, „so hängt dein verkrüppelter Leichnam alsbald an einem Zwetschenbaum im äußersten Ende des fürstlichen Küchengartens! — Krähen und Spatzen werden ihre Freude über dich, Ungeziefer, haben!"

Spornstreichs lief der Narr zu seinem Herrn und Gebieter und klagte sein Leid:

„Ganz gewiß wird er mich aufhängen! Der Rat fackelt bekanntlich nicht lange!", winselte der Geängstigte

„Ha, ha! Laß dich nicht auslachen!", meckerte Serenissimus und führte seinen Leibpokal mit altem, feurigem Malvasierwein zum Munde. „Er dich, spaßigen Lumpen, aufknüpfen? Ha, ha, ha! — Glaube mir, der Geheimrat wird tags darauf an deiner Seite baumeln! — Bist du nun zufrieden?"

„So siehst du aus!", brüllte darauf der Narr. „Wenn du ihn schon hängen willst, so laß ihn vierundzwanzig Stunden früher baumeln! — Dixi!"

*

An demselben Hofe hatten einige trinkfeste Junker allzuhäufig die Nagelprobe gemacht und waren gegen Ende der „Sitzung" in Streit geraten. Alsbald flogen die Degen aus der Scheide. Im Verlauf des Kampfes wurde dem Junker † Hans edlem Herrn zu Schweinichen † ein Hieb verabfolgt, der Stirn und rechtes Auge empfindlich in Mitleidenschaft zog.

Ein Wundarzt wurde gerufen, der das heraushängende Auge abschnitt und einen Verband anlegte.

„Werde ich das Auge verlieren?" sprach nach der Wundbehandlung der Verletzte.

„Red' keinen Kohl, Schweinichen!", rief darauf ein Mitstreiter. „Du wirst dein Auge nicht verlieren! Der Wundflicker hält es ja gut verwahrt in der Hand!"

*

Der oben erwähnte „Geheimbde Rath" ging eines Tages im Residenzstädtchen, wo gerade Messe, verbunden mit Volksfest stattfand, spazieren Im Gedränge pürschte sich in Strolch, der zu wenig ehrsamen Zunft der Taschendiebe oder Beutelschneider gehörte, heran, und schnitt von dem Rocke der Staatsgröße einige massiv goldene Knöpfe ab.

Der Rat bemerkte die Untat, zog seinen Degen und schlug dem Gauner, ohne sich lange zu besinnen, das linke Ohr ab.

„O weih, o weih!“ rief der Verstümmelte. „Mein Ohr, mein Ohr!“

„O weih, o weih!“, nachäffte der Rat. „Meine Knöpfe, meine Knöpfe!“

„O, hier haben Eure Gnaden die Knöpfe wieder!“ heulte der Einohrige.

„Und hier hast du, Himmelhund, deine Kopfmuschel wieder!“ entgegnete der Bestohlene; spießte das Ohr auf, steckte die Goldknöpfe ein und zog seines Weges.

*

Der bekanntlich sehr jähzornige Vater Friedrichs des Großen, König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, wurde einst von einem Kandidaten des Predigtamts angesprochen, mit der Bitte, ihm doch eine freiwerdende Pfarrstelle zu „Neukölln am Wasser“ wie ein Stadtteil Berlins damals hieß, zu überlassen.

„Scher Er sich zum Teufel, einfältiger Kerl!“ rief der König. „Woher stammt Er denn?“

„Aus Brandenburgs Hauptstadt!“ erwiderte der Kandidat, der keine Spur von Verblüffung zeigte.

„Hab ich mirs nicht gedacht? Ein Berliner!“ schrie der König. — „Pack Er sich! — Die ganze Berliner Zucht taugt nichts!“

„Ich wüßte aber mindestens zwei Ausnahmen!“, entgegnete der Kandidat.

„Heraus damit! Die wären?“

„Erstens: Ew. Majestät; zweitens: meine Wenigkeit!“

„Gut gepredigt!“ rief der König. „Er soll die Stelle haben!“

*

Dem preußischen Gesandten am Hofe des Kurfürsten von Hannover wurde einst ein sechsjähriger „Wunderknabe“ vorgestellt, der selbst das hohe Interesse des großen Staatsmannes und Philosophen Leibnitz erweckt hatte.

Der Gesandte kümmerte sich wenig um das kluge Kind und äußerte zu der Hofgesellschaft, in derem Kreise sich der Knabe häufig bewegte, daß die sogenannten Wunderkinder gewöhnlich in reiferen Jahren Durchschnittsmenschen würden.

„Man hat sogar Beispiele, daß diese klugen Kerlchen verdummt sind!“ sprach der Gesandte und schnippte hochmütig mit den Fingern.

Der kluge Knabe hörte die Rede des Diplomaten mit an und entgegnete:

„So sind Sie gewiß in Ihrer Jugend ein Wunderkind gewesen?!“

Schönheitsmittel aus alter Zeit.

Wenn man die strenge Verurteilung von Schminke, Puder und anderen Schönheitsmitteln hört, wie sie heute geübt wird, so möchte man glauben, die Frauen hätten früher nie daran gedacht, ihre Reize hervorzuheben, und künstliche Mittel seien ihnen unbekannt gewesen. Aber so lange die Welt steht, haben die Evastöchter stets danach getrachtet, ihrem Teint die höchste Zartheit und Reinheit zu verleihen, haben sich in Parfüms gebadet und ihre Farben durch Farben erhöht. Viele der Schönheitsmittel, die heute als „letzte Neuheit“ angepriesen werden, sind uralt. So waren z. B. Schlammbäder, die heute wieder so viel empfohlen werden, die große Mode in den Zeiten des römischen Kaiserreiches, und die Satiriker machten sich schon damals lustig über die Damen, die sich Masken von Schlamm auf die Gesichter legten, um dadurch ihre Haut blütenweiß zu halten. Milch spielte von altersher eine große Rolle bei allen Schönheitsessenzen. Kleopatra badete in Milch, und schon die alten Ägypterinnen wuschen in Milch ihr Gesicht. Von der altägyptischen Königin Schesch ist uns überliefert, daß sie auf Pomade schwor, die aus den Hufen eines Esels und den Füßen eines Hundes mit Dattelkernen in Öl gekocht war. Ein anderes altägyptisches Schönheitsmittel, das schon vor Jahrtausenden viel verwendet wurde, war aus sechs verschiedenen Fetten verfertigt, dem Fett der Katze, des Krokodils, des Ibis, des Flußpferdes, des Löwen und Tigers, und sollte den Ausfall der Haare verhindern. Ein uraltes Mittel zur Verschönerung des Teints ist die Gurke. Von Madame Pompadour berichten die Chronisten ihrer Zeit, sie habe ihren wundervollen Teint nur dem täglichen Gebrauch von Gurkensaft zu verdanken gehabt. „Jeden Morgen“, heißt es in einem zeitgenössischen Bericht, „nahm sie ein weiches Tuch, das in den Saft von Gurken getaucht war, und tupfte sich damit das Gesicht ab.“ Neben der Gurke ist die Zitrone von der Damenwelt als Teintmittel sehr hoch geschätzt. In Paris ist augenblicklich das Schlagwort der Schönheitssalons: „Zitronensaft macht schön“. Vor Tausenden von Jahren waren die Inder derselben Ansicht. In den Geheimlehren der Yogi hat sich ein sogenanntes „Jugendelixier“ erhalten, das in der Hauptsache aus Zitronensaft hergestellt wird. Eine Essenz, die aus Zitronensaft und Milch besteht, wird heute vielfach zum Waschen des Gesichts verwendet: man legt auch mit solcher Flüssigkeit befeuchtete Seidentücher während der Nacht über das Gesicht. Das Schönheitsmittel der Marie Antoinette, dem sie ihren wundervollen Teint verdankte, ist der Nachwelt von ihrer Kammerfrau gerettet worden. Quittenschalen wurden in Wasser gelegt, und nachdem sie mehrere Tage geweicht hatten, wurde die Flüssigkeit durch Musseline gefiltert; dann wurde Rosenwasser hinzugefügt, und diese Essenz benutzte die Königin zum Waschen des Gesichtes und der Hände.

Unglückliche Heiraten in den Hundstagen.

Nach altem deutschen Volksglauben gehören die Hundstage, also vom 23. Juli bis zum 23. August, zu den Unglückstagen. Ganz besonders soll man nach dem alten Volksglauben in dieser Zeit nicht Hochzeit machen, und in der ländlichen Bevölkerung wird es noch heute vielfach vermieden, während der Zeit der Hundstage zu heiraten. Im sächsischen Vogtlande und im Erzgebirge heißt es bei den Landleuten, daß sich ein Mann, der um diese Zeit heiratet, später dem Trunk ergibt. In Thüringen weiß der alte Volksglaube zu berichten, daß ein Mann, der um diese Zeit heiratet, eine liederliche Frau bekommt und in Deutschböhmen und Kärnten ist die Ansicht verbreitet, die Frau, die in den Hundstagen heiratet, bekomme im ganzen Leben mehr Prügel als Essen. Wieder in anderen Gegenden heißt es, daß solche Eheleute bald der bittersten Not verfallen. Deshalb lautet auch ein alter bäuerlicher Spruch:

Am Hundstag gefreit,
Hat schon jeden gereut.

Die Entstehung dieses alten Volksglaubens dürfte auf einen ganz einfachen Umstand zurückzuführen sein. In früheren Zeiten wurde der Erntezeit und auch der Hitze wegen in vielen Gegenden während der Hundstage überhaupt keine Kirche abgehalten. Da früher Ehen nur vor dem Altar abgeschlossen werden konnten, bestand gar keine Möglichkeit, sich in dieser Zeit zu verheiraten. Weiter hatten die Landleute in den Erntewochen auch gar keine Zeit, Hochzeit zu machen. So wurde aus ganz einfachen Umständen ein Volksglaube, der sich weiter erhalten hat. A. M.

Bunte Chronik

* **Kaiser-Enkelin und Sozialdemokrat.** Dem „B. T.“ wird aus Wien geschrieben: Das Wiener „Acht-Uhr-Abendblatt“ brachte die Nachricht, daß sich die 42jährige Fürstin Elisabeth Windisch-Grätz, die Enkelin des Kaisers Franz Josef, demnächst mit dem sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten Petznek verloben werde. Diese Nachricht hat in Wien begreiflicherweise gewaltiges Aufsehen hervorgerufen und die Fürstin veranlaßt, zu dieser Nachricht in einer Unterredung mit Journalisten nähere Auskünfte zu erteilen. Die Fürstin bestätigte zwar die Nachricht des Blattes nicht, aber sie bestritt sie auch nicht. Sie erklärte, sie wünsche nichts anderes, als endlich still und zurückgezogen als einfache Bürgersfrau leben zu können. Die Fürstin ist von ihrem Gatten bekanntlich seit einiger Zeit geschieden. Sie mußte als der schuldige Teil Schloß Schönbrunn verlassen und wohnt seitdem in einer bescheidenen Wohnung in Wien. Der sozialdemokratische Abgeordnete Petznek nahm sich der Fürstin und ihrer Kinder an, vertrat die Rechte der Fürstin und war besonders auch den Kindern behilflich, einen neuen Lebensberuf zu finden. Der älteste Sohn, Franz Josef, ist 21 Jahre alt und in einer Fabrik als einfacher Arbeiter beschäftigt, während die Tochter ein Gymnasium besucht. Zwischen der Fürstin, die sich selbst als Sozialdemokratin bekennt, und Petznek entspann sich vor einiger Zeit ein Liebesverhältnis, und es wäre wohl schon längst zwischen den beiden zur Ehe gekommen, wenn sich die Frau des Abgeordneten nicht energisch einer Scheidung widersetzen würde. Zwar lebt Petznek schon von seiner Frau getrennt, aber der richterliche Scheidungsspruch konnte infolge der Weigerung der Frau nicht ausgesprochen werden.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.